



# Die «genitale» Sexualität – Versuch der Dekonstruktion eines normativen psychoanalytischen Konzepts

*Susann Heenen-Wolff (Brüssel)*

*Zusammenfassung: Die konzeptuelle Kluft zwischen der in der Psychoanalyse als so determinierend angesehenen infantilen polymorph-perversen Sexualität und dem, was Freud an anderer Stelle recht normativ als «genitale» Sexualität beschreibt, wird einer kritischen Analyse unterzogen. Es folgen Vorschläge zu einer präziseren Fassung der Polymorphie menschlicher Sexualität.*

*Schlüsselwörter:* Erotisierung, infantile Sexualität, genitale Sexualität

## Einleitung

So wie ich es verstehe, besteht das Spezifische der psychoanalytischen Metapsychologie vor allem darin, sich zu fragen, wie der Mensch – anders als das Tier – die Bindungs- und Überlebensfunktionen systematisch subvertiert: Diese werden benutzt, unterwandert, entstellt, umgeformt, verfremdet, pervertiert, um bewusstem und vor allem unbewusstem Wünschen zu dienen. Da wo das (nicht domestizierte) Tier frisst, um sich zu ernähren, entwickelt der Mensch durch Anorexie, Bulimie, Vielfrass, Kaugummi, Rauchen, zu viel Trinken spezifische Phänomene, die mit der ursprünglichen Funktion – sich ernähren – nur noch mehr oder minder in Verbindung stehen. Ordnung halten wird zur Zwangsneurose, sich sauber halten wird zum Waschzwang, die Verdauungsvorgänge werden kontrolliert und ritualisiert.

Da wo es bei der Kopulation im Tierreich «natürlich» um Fortpflanzung geht, sehen wir beim Menschen ein hochempfindliches, vor allem fantasieabhängiges und -gesteuertes sexuelles Geschehen, losgelöst von Zyklen, Pheromonen und genetisch programmiertem Balzverhalten. Die menschliche Sexualität zeichnet sich durch permanente Aktualität und einen daraus resultierenden sexuellen Antriebsüberschuss aus, sowie durch eine ausserordentliche Plastizität diesseits und jenseits jeder Fortpflanzungslogik.

Das Tier dagegen hat Sexualfantasien nicht nötig, um den Kopulationspartner zu suchen und zu finden. Es folgt seinem auf Fortpflanzung drängenden Instinkt. So gibt es auch keine «homosexuellen» Affen, Hunde oder Delfine, selbst

wenn wir sexuelles Verhalten unter Tieren gleichen Geschlechts beobachten können. Und im Tierreich finden sich auch keine transidentitären Phänomene wie Travestie oder Transsexualität.

Unsere Bindung an einen anderen Menschen, zunächst die des Säuglings an die Pflegepersonen, ist rasch von Ambivalenz geprägt: Man will, aber man will auch nicht. Autonomiewünsche stehen denen nach Bindung gegenüber, der Wunsch nach Bindung wiederum steht nicht notwendig mit dem nach Lusterfüllung in Einklang. In diesem Sinne zielt das sogenannte «Realitätsprinzip» darauf, Letzteren so einzurichten, dass möglichst viel Lust möglich wird – selbst wenn dieser eine masochistische Tönung aufweist: das Realitätsprinzip im Dienst des Lustprinzips.

Der Erwachsene erotisiert mehr oder weniger unbewusst das Kind («ein erotisches Spielzeug», Freud, 1912, S. 80). Laplanche spricht in diesem Zusammenhang von der «allgemeinen Verführung». Das Kind muss die teilweise rätselhaften Botschaften des Erwachsenen übersetzen und erotisiert dann seinerseits die der Selbsterhaltung und Bindung nützlichen Funktionen: Mit der allmählichen Ausbildung von unbewussten und bewussten Fantasien wird die Nahrungsaufnahme zu oraler Lust/Unlust, aus der Ausscheidungsfunktion entsteht anales Ringen mit den Pflegepersonen, Körperlust und -bewegung arten in endloses Toben aus, dem von aussen Einhalt geboten werden muss, die sexuelle Neugier ist grenzenlos. In der Psychoanalyse nennen wir solches Geschehen die «polymorph-perverse» infantile Sexualität. Sie gehorcht einem spezifischen ökonomischen Prinzip, wo der Anstieg von Erregung gesucht wird und nicht ihr Abklingen. Die Erregung kann das Kind nur – ungen, denn hier wird es «kastriert» – mit Hilfe des Erwachsenen regulieren.

Die infantile Sexualität bleibt Matrix für die des Erwachsenen, ist Quelle des Fantasielebens und von Psychodynamik. In jede genitale sexuelle Erfahrung des Erwachsenen fliessen vorangegangene (prägenitale), zu unterschiedlichen Lebenszeiten gewonnene Befriedigungsmodalitäten ein: «[D]ie sogenannten Partialtriebe und die entsprechenden prägenitalen Erlebnismodalitäten bleiben erhalten» (Freud, 1940a, S. 77). Diese Modalitäten regieren das «genitale» Erleben des erwachsenen Menschen, «stören» sozusagen die genitale Funktion. Darüber hinaus sind sie aufgrund der unvermeidlichen Fixierungen und des übermächtigen Wiederholungszwangs verantwortlich für eine ganze Reihe von psychischen Symptomen. Freud hat dies in seinen Fallgeschichten herausgearbeitet und in der Metapsychologie theoretisiert.

Nun gibt es aber eine konzeptuelle Kluft zwischen der als so determinierend angesehenen infantilen polymorphen Sexualität und dem, was Freud an anderer

Stelle recht normativ als «genitale» Sexualität beschreibt. Mit der Pubertät werde «ein neues Sexualziel gegeben, zu dessen Erreichung alle Partialtriebe zusammenwirken, während die erogenen Zonen sich dem Primat der Genitalien unterordnen [...]. Der Sexualtrieb stellt sich jetzt in den Dienst der Fortpflanzungsfunktion» (Freud, 1905, S. 108 f.). Dies ist der «zweizeitige Ansatz der Sexualentwicklung» (Freud, 1905, S. 37). Etwas vorsichtiger heisst es an anderer Stelle, dass die Pubertät mit ihrem Hormonschub nichts anderes leiste, «als dass sie unter allen lusterzeugenden Zonen und Quellen den Genitalien das Primat verschafft und dadurch die Erotik in den Dienst der Fortpflanzungsfunktionen zwingt, ein Prozess, der natürlich gewissen Hemmungen unterliegen kann und sich bei vielen Personen, den späteren Perversen und Neurotikern, nur in unvollkommener Weise vollzieht» (Freud, 1907, S. 22).

Unzweifelhaft bahnt die Pubertät den Weg zu genitalem orgastischen Erleben – aber ist dieses gebunden an die Ausübung der Fortpflanzungsfunktionen? Welche sind diese? Offensichtlich meint Freud damit die Vereinigung von männlichem und weiblichem Geschlechtsteil. Dies geht – abgrenzend – aus seiner Beschreibung von prägenitaler Sexualität hervor. Im *Vokabular der Psychoanalyse* heisst es, der «normale» Sexualakt sei der «Koitus mit einer Person des entgegengesetzten Geschlechts mit dem Ziel, durch genitales Eindringen (sic!) zum Orgasmus zu kommen» (Laplanche & Pontalis, 1972, S. 378 f.). Es sei hier bereits angemerkt, dass wir eine Definition nur für den Mann, der mit seinem Geschlechtsteil eindringen kann, sehen.

Im Folgenden wird es um die Analyse dessen gehen, was Freud als die Essenz menschlicher Sexualität ansieht – d. h. das Zusammenwirken der infantilen Sexualorganisation, die die Sexualität des Erwachsenen subvertiert, auf der einen Seite, und die «genitale» Sexualität «im Dienst der Fortpflanzungsfunktionen» auf der anderen, dies unter anderem in Hinblick auf sexuelle Identität und sexuelle Orientierung.

### «Genitale» Sexualität

Nicht nur in der Psychoanalyse verstehen wir unter «genitaler» Sexualität das Zusammenführen von männlichem und weiblichem Geschlechtsorgan: der «Verkehr» der Geschlechter, Geschlechtsverkehr. Nun interessieren wir uns in der Psychoanalyse aber in erster Linie für Fantasien und Vorstellungen: Heisst «genitale» Sexualität vor diesem Hintergrund, dass die mit dem Geschlechtsverkehr einhergehenden Fantasien genital ausgerichtet sind? Wenn die Fantasien ausschlaggebend wären, würde es nicht so sehr darauf ankommen, ob die real aus-

geführten sexuellen Handlungen den «Fortpflanzungsfunktionen» entsprechen. Etwa könnten die Handlungen «prägenital» sein, die Fantasien aber «genital».

Oder meinen wir, genitale Sexualität bedeute, wenn im Regelfall beide Partner gleichzeitig den genitalen Geschlechtsverkehr (Penetration) mit genital zentrierten Fantasien orgasmisch erleben? Dies wäre ein sexuelles Mann/Frau Verhältnis, das vor dem Hintergrund der klinischen psychoanalytischen und der allgemeinen (Lebens-)Erfahrung geradezu einschüchtert. Jedenfalls hatte Freud in seinem Text *Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens* 1912 geschrieben: «Ich glaube, man müsste sich, so befremdlich es auch klingt, mit der Möglichkeit beschäftigen, dass etwas in der Natur des Sexualtriebes selbst dem Zustandekommen der vollen Befriedigung nicht günstig ist» (Freud, 1912, S. 89).

Im selben Text, aber auch noch in anderen, zeigte er die grossen Linien der strukturellen sexuellen Unzufriedenheit des Menschen auf:

- A Weder bei der Frau noch beim Mann vereinen sich die zärtlichen und die sinnlichen Regungen. «Wo sie lieben, begehren sie nicht, und wo sie begehren, können sie nicht lieben» (ibid., S. 82).
- B Infolge des «zweimaligen Ansatzes zur Objektwahl mit Dazwischenkunft der Inzestschranke [ist] das endgültige Objekt des Sexualtriebes nie mehr das ursprüngliche, sondern nur ein Surrogat dafür. (...) so wird es häufig durch eine Reihe von Ersatzobjekten vertreten, von denen doch keines voll genügt. Dies mag uns die Unbeständigkeit in der Objektwahl, den «Reizhunger» erklären, der dem Liebesleben der Erwachsenen so häufig eignet» (ibid., S. 89f.).
- C Darüber hinaus «wissen wir, dass der Sexualtrieb anfänglich in eine große Reihe von Komponenten zerfällt – vielmehr aus einer solchen hervorgeht –, von denen nicht alle in dessen spätere Gestaltung aufgenommen werden können, sondern vorher unterdrückt oder anders verwendet werden müssen» (ibid., S. 90). Das Ergebnis, so Freud, sind partielle oder komplette Impotenz beim Mann und Frigidität bei der Frau, wobei aber der konstante Triebdruck und damit die Suche nach Erregung weiterbesteht. «Das, was die Kultur aus ihnen [den Liebestrieben] machen will, scheint ohne fühlbare Einbuße an Lust nicht erreichbar, die Fortdauer der unverwerteten Regungen gibt sich bei der Sexualtätigkeit als Unbefriedigung zu erkennen» (ibid., S. 91).
- D Der Gipfel von all dem: «Auch die uneingeschränkte Sexualfreiheit von Anfang an führt zu keinem besseren Ergebnis. Es ist leicht festzustellen,

dass der psychische Wert des Liebesbedürfnisses sofort sinkt, sobald ihm die Befriedigung bequem gemacht wird. Es bedarf eines Hindernisses, um die Libido in die Höhe zu treiben, und wo die natürlichen Hindernisse gegen die Befriedigung nicht ausreichen, haben die Menschen zu allen Zeiten konventionelle eingeschaltet, um die Liebe genießen zu können» (ibid., S. 88). Es sei angemerkt, dass es statt «Liebe» heißen müsste: Die «Sexualität» genießen zu können, denn genitale Befriedigung ist ja ohne Liebe möglich.

- E Und spezifischer für die Frau: Vor dem Hintergrund der Fantasien um eine erregende Urszene leben wir alle mit der Vorstellung, dass die sogenannte reife Sexualität der Frau einhergehe mit einem lustvollen, zum Orgasmus führenden Erleben beim Penetriert-Werden. Es gibt wohl kaum eine andere sexuelle Fantasie, die Männer und Frauen so sehr teilen und die sie zueinander finden lassen wie die der lustvollen Penetration. In diesem Sinne hatte Freud den «vaginalen Orgasmus», der den klitoralen «männlichen» ablösen müsse, konstruiert. Es ist geradezu drollig, wie Freud einerseits davon ausgeht, dass das Weib erregbar «von der Klitoris» ist, aber dann doch meint, Letztere solle nur «Kienholz» sein, um «das härtere Brennholz in Brand zu setzen» (Freud, 1905, S. 121–122). Einige Zeilen weiter heisst es dann aber: «Es nimmt oft eine gewisse Zeit in Anspruch, bis sich diese Übertragung vollzogen hat, während welcher dann das junge Weib anästhetisch ist. (...) Es ist bekannt, dass die Anästhesie der Frauen häufig nur eine scheinbare, eine lokale ist. Sie sind anästhetisch am Scheideneingang, aber keineswegs unerregbar von der Klitoris oder selbst von anderen Zonen aus» (Freud, 1905, S. 121–122).

Freud hat seine Meinung auch später nicht geändert, und der normative Imperativ wird immer öfter eingesetzt. Fast 30 Jahre später heisst es: «Wir dürfen daran festhalten, dass in der phallischen Phase des Mädchens die Klitoris die leitende erogene Zone ist. Aber so *soll* es ja nicht bleiben, mit der Wendung zur Weiblichkeit *soll* die Klitoris ihre Empfindlichkeit und damit ihre Bedeutung ganz oder teilweise an die Vagina abtreten, und dies wäre die eine der beiden *Aufgaben*, die von der Entwicklung des Weibes *zu lösen sind*, während der glücklichere Mann zur Zeit der Geschlechtsreife nur fortzusetzen braucht, was er in der Periode der sexuellen Frühblüte vorgeübt hatte» (Freud, 1933, S. 125, Hervorhebung d.A.). Es ist nicht ersichtlich, ob Freud hier eigene Wünsche ausdrückt oder sich auf klinische Beobachtungen stützt.

Und dann: Was passiert mit «genitaler» Sexualität, wenn sich die Klitoris «weigert», ihre Erregbarkeit aufzugeben? Wir sehen im öffentlichen Bereich, im Spielfilm, in der Sexualaufklärung immerzu die erregende und beide Partner befriedigende Vereinigung der Geschlechtsorgane. Es handelt sich hier um einen Mythos, der sich allerdings mit einer konsternierenden Hartnäckigkeit hält. Alle grossen sexualwissenschaftlichen Untersuchungen (u. a. Fisher, 1973; Hite, 1976; zuletzt IFOP, 2015) haben zutage gefördert, dass der Orgasmus der Frau durch blosser Penetration eher eine Zufallsbegebenheit ist. Es wäre vornehme Aufgabe der Psychoanalyse, den auf Wunschvorstellungen basierenden Mythos vom durch Penetration ausgelösten weiblichen Orgasmus als Regelfall kritisch zu dekonstruieren statt ihn normativ mit aufrechtzuerhalten. Sandner merkt in diesem Zusammenhang an, dass die Frau, «wenn sie ihre infantile männliche «klitorale Sexualität», wie Freud das nennt», aufgibt, «das heißt ihre *originäre* sexuelle Aktivität, die mit ihrer Klitoris verknüpft ist, und sich dem anpasst, was Männer brauchen», dies eine «geforderte Unterwerfung ihrer Sexuellust unter die Bedürfnisse von Männern» (2015, S. 13, Hervorhebungen im Original) sei.

Man kann über die vielen Widersprüche in Freuds Texten in diesem Zusammenhang nur staunen, denn letztlich war er pessimistisch, was die Befriedigung durch «genitale» Sexualität angeht und meinte, «etwas am Wesen der Funktion selbst versage uns die volle Befriedigung und *dränge uns auf andere Wege*» (Freud, 1930, S. 465, Hervorhebung d. A.). Diese anderen Wege verweisen auf die Polymorphie von Sexualität neben der «genitalen» Heterosexualität «im Dienste der Fortpflanzung», auf all das, was wir als angenehm, schön, sinnlich, lustvoll erleben: Streicheln, Küssen, Geniessen von Oralverkehr, von analer Stimulierung, Schauen und Angesehenwerden usw. In jedem Fall sehen wir eine Mischung aus polymorpher und genital zentrierter Lust.

Im «Abriss» von 1938 ist Freud wesentlich klarer hinsichtlich der überragenden Bedeutung der Polymorphie menschlicher Sexualität (was, wie wir gesehen haben, ihn nicht von seinen Postulaten hinsichtlich «genitaler» Sexualität abgehalten hatte): «Der landläufigen Auffassung nach besteht das menschliche Sexualleben im wesentlichen aus dem Bestreben, die eigenen Genitalien mit denen einer Person des anderen Geschlechts in Kontakt zu bringen. Küssen, Beschauen und Betasten dieses fremden Körpers treten dabei als Begleiterscheinungen und einleitende Handlungen auf. Dieses Bestreben sollte mit der Pubertät, also im Alter der Geschlechtsreife auftreten und der Fortpflanzung dienen. Allerdings waren immer gewisse Tatsachen bekannt, die nicht in den engen Rahmen dieser Auffassung passen. 1) Es ist merkwürdig, dass es Personen gibt, für die nur

Individuen des eigenen Geschlechts und deren Genitalien Anziehung besitzen. 2) Es ist ebenso merkwürdig, dass es Personen gibt, deren Gelüste sich ganz wie sexuelle gebärden, aber dabei von den Geschlechtsteilen oder deren normaler Verwendung (sic!) ganz absehen; man heisst solche Menschen Perverse. 3) Und es ist schliesslich auffällig, dass manche deshalb für degeneriert gehaltene Kinder sehr frühzeitig Interesse für ihre Genitalien und Zeichen von Erregung derselben zeigen.

Es ist begreiflich, dass die Psychoanalyse Aufsehen und Widerspruch hervorrief, als sie, zum Teil anknüpfend an diese drei geringgeschätzten Tatsachen, allen populären Ansichten über die Sexualität widersprach. Ihre Hauptergebnisse sind folgende:

- a) Das Sexualleben beginnt nicht erst mit der Pubertät, sondern setzt bald nach der Geburt mit deutlichen Äusserungen ein.
- b) Es ist notwendig, *zwischen den Begriffen sexuell und genital* scharf zu unterscheiden. Der erstere ist der weitere Begriff und umfasst viele Tätigkeiten, die mit den Genitalien nichts zu tun haben.
- c) Das Sexualleben umfasst die Funktion der Lustgewinnung aus Körperzonen, die *nachträglich* in den Dienst der Fortpflanzung gestellt wird. Beide Funktionen kommen oft *nicht ganz zur Deckung*» (Freud, 1940, S. 74, Hervorhebungen d.A.).

Freud knüpfte hier letztlich konsequent an seine Schlussfolgerungen aus dem Jahre 1905 hinsichtlich der Sexualität an, wo er bemerkte, die Anlage zu den «Perversionen» sei «die ursprüngliche allgemeine Anlage des menschlichen Geschlechtstriebes», der sich in den «seltensten Fällen auf dessen Genitalien» beschränke, sondern «auf den ganzen Körper» (ibid., S. 49f.) übergreife; deshalb vertrage sich die «Einschränkung des Sexualzieles auf die Vereinigung der eigentlichen Genitalien so schlecht» (Freud, 1905, S. 49f.) und so sei die «Perversion» «keine seltene Besonderheit, sondern ein Stück der für normal geltenden Konstitution» (Freud, 1905, S. 71).

Das Oszillieren zwischen der Einsicht in das polymorphe Geschehen menschlicher Sexualität einerseits und normativen Vorstellungen von «genitaler» (Hetero-)Sexualität andererseits charakterisiert Freuds gesamte Schriften. Wie kann man die Widersprüche in Freuds Metapsychologie der menschlichen Sexualität überwinden? Hier soll jetzt versucht werden, Freuds Überlegungen zur infantilen Sexualität und dem zweizeitigen Ansatz menschlicher Sexualität konsequent weiter zu denken, um metapsychologische Perspektiven zu entwerfen,

die die Polymorphie von Geschlechtsidentität und sexueller Orientierung präziser fassen. Halten wir hier fest, dass Freud eine polymorph-perverse infantile Sexualität beschreibt, die sich in der Pubertät genital zentriert und in den Dienst der Fortpflanzungsfunktion stellt. In diesem Sinn gelten polymorphe sexuelle Handlungen beim Erwachsenen als «pervers».

### **Polymorphe Sexualität**

Es sei «der gemeinsame Charakter aller Perversionen, dass sie das Fortpflanzungsziel aufgegeben haben. In dem Falle heißen wir eine Sexualbetätigung eben pervers, wenn sie auf das Fortpflanzungsziel verzichtet hat und die Lustgewinnung als davon unabhängiges Ziel verfolgt» (Freud, 1917, S. 327). Solche Lustgewinnung als «pervers» zu bezeichnen, ist selbstverständlich grotesk, denn normalerweise wird Sexualität gelebt und gleichzeitig die Fortpflanzung unbedingt verhindert. Wir müssen deshalb eindeutig unterscheiden zwischen Perversion und Polymorphie. Freud hat dafür selbst Hinweise gegeben: Bei Perversionen tritt ein Partialtrieb dominant auf, beruht auf einer mehr oder weniger starren Fixierung, hat zwanghaften Charakter, auch sprechen wir von perversen Subjekten, wenn diese sich durch «Grausamkeit oder Boshaftigkeit» (Freud, 1905, S. 33) auszeichnen, während bei der polymorphen (infantilen) Sexualität die Partialtriebe gleichwertiger sind, es kann mit ihnen *gespielt* werden, sie können austauschbar sein. Warum sollte solche Kreativität mit der Pubertät untergehen? Das genitale orgiastische Erleben könnte eher als eine erhebliche Bereicherung gesehen werden, als neue Fähigkeit, Erregung erleben *und* abführen zu können, wobei die ganze Erlebnispalette der infantilen Sexualität bestehen bleibt. In der Metapsychologie sollte deshalb konsequent nicht mehr von der polymorph-perversen Sexualität gesprochen werden, sondern von «polymorpher Sexualität». In deren Zusammenhang ist auch die Plastizität und Bandbreite der sexuellen Identifizierungen, Orientierungen und Objektwahlen zu verstehen.

### **Bisexualität**

Wir wissen, dass Freud (1905) der Bisexualität eine grundlegende Stellung in der Organisation der infantilen Sexualität beigemessen hatte. Sowohl die Liebesbewegungen wie auch die Identifizierungen des Kindes kümmern sich zunächst keineswegs um die Geschlechtszugehörigkeit der primären Objekte. Vater und Mutter oder andere Pflegepersonen begehren, lieben, sich mit beiden Geschlechtern identifizieren können, passive und aktive Triebziele verfolgen (Gsell & Zürcher, 2011), all dies ist integraler Bestandteil der psychischen Aktivität,



wobei die späteren, mehr oder weniger endgültigen Orientierungen von den Körpererfahrungen, die der psychischen Realität ihre sexuelle Dimension verleihen, sowie den jeweiligen Begebenheiten, die die Singularität einer bestimmten Lebensgeschichte modellieren, abhängen. Hier ist der Einfluss der Umwelt und der spezifischen Interaktionen, die wiederum kulturell determiniert sind, ganz entscheidend.

Die Bisexualität des Menschen ist nach Freuds Auffassung strukturell, und zwar so sehr, dass er in *Die endliche und die unendliche Analyse* (1937) in diesem Zusammenhang vom – unanalysierbaren – «gewachsenen Fels» (S. 99) spricht, der das Ende der analytischen Tätigkeit markiert (ibid.), im selben Masse wie die Triebstärke (S. 68), die Triebschübe «zur Pubertät und um die Menopause» (S.70), die «Klebrigkeit der Libido» (S. 87) und das Wirken der «Urtriebe Eros und Todestrieb» (S. 89).

Insofern ist nur logisch, dass Freud sich die folgende Frage stellte: «Im Sinne der Psychoanalyse ist also auch das ausschließliche sexuelle Interesse des Mannes für das Weib ein der Aufklärung bedürftiges Problem und keine Selbstverständlichkeit, der eine im Grunde chemische Anziehung zu unterlegen ist» (Freud, 1915, S. 44). Wie kann man sich dann erklären, dass die meisten Menschen sich mit dem eigenen biologischen Geschlecht identifizieren und einen Menschen mit anderem Geschlecht begehren?

### Wie kommt es zu Heterosexualität?

Freud war davon ausgegangen, dass Geschlechtsidentität und heterosexuelles Wünschen so entsteht: In der prägenitalen Phase «finden wir den Gegensatz von Strebungen mit aktivem und passivem Ziel, der sich späterhin mit dem Gegensatz der Geschlechter verlöten wird» (Freud, 1913, S. 448). «Bisexualität» bezieht sich in der prägenitalen Phase also zunächst auf das Vorhandensein von aktiven und passiven Triebzielen in ein und demselben Individuum, unabhängig vom Geschlecht und vom Gegensatz männlich/weiblich. Die spätere «Verlötung» von *aktiv* mit *männlich*, von *weiblich* mit *passiv* wird in der Psychoanalyse «natürlich» vor dem Hintergrund der biologischen Ausstattung verstanden: Das Subjekt identifiziert sich mit dem eigenen anatomischen Geschlecht; der phylogenetisch verankerte, universale Ödipuskomplex und dessen Untergang führen dann zur Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil und zu heterosexueller Objektwahl: Was scheint logischer als die Assoziation Mann = männlich, Frau = weiblich, aktiv und passiv, penetrieren und penetriert werden?

Dann räumt Freud aber wiederum ein, dass weder im «psychologischen noch im biologischen Sinne» eine «reine Männlichkeit oder Weiblichkeit» gefunden werden könne. «Jede Einzelperson weist vielmehr eine Vermengung ihres biologischen Geschlechtscharakters mit biologischen Zügen des anderen Geschlechts und eine Vereinigung von Aktivität und Passivität auf, sowohl insofern diese psychischen Charakterzüge von den biologischen abhängen als auch insoweit sie unabhängig von ihnen sind» (Freud, 1905, S. 121).

### «Verlötung»

Wir müssen deshalb näher untersuchen, wie wir die «Verlötung» von ursprünglich bisexuellem Geschehen, von Geschlechtsidentität und von sexuellem Begehren verstehen. Um sich die vielen «Abweichungen» von der scheinbaren biologisch-anatomischen Evidenz erklären zu können, möchten wir mit Laplanche (2006) hier bereits unterstreichen, dass es sich bei den unendlichen Variationen in den «Verlötungen» um *psychodynamische* Prozesse handelt, an denen die interagierenden Personen – das Subjekt und die Pflegepersonen – mit ihren bewussten und unbewussten Vorstellungen und Haltungen beteiligt sind. Und hier sind wir dann auch bei der Frage nach dem Gender – das heisst der *kulturellen* Verankerung von Geschlecht und Sexualität – angelangt. Deshalb müssen wir zu allererst das «Schibboleth» (Freud, 1905, S. 127) der Psychoanalyse dekonstruieren, das heisst die These von der Universalität des Ödipuskomplexes, der entwicklungspsychologische Dreh- und Angelpunkt für Geschlechtsidentität und Orientierung.

### Ödipuskomplex

Freud hatte höchstpersönlich seine eigene, recht schematische Konzeption vom Ödipuskomplex in Frage gestellt. «Man gewinnt nämlich den Eindruck, *dass der einfache Ödipuskomplex überhaupt nicht das häufigste ist, sondern einer Vereinfachung oder Schematisierung entspricht*, die allerdings oft genug praktisch gerechtfertigt bleibt. Eingehendere Untersuchung deckt zumeist den *vollständigeren* Ödipuskomplex auf, der ein zweifacher ist, ein positiver und ein negativer, abhängig von der ursprünglichen Bisexualität des Kindes, d. h. der Knabe hat nicht nur eine ambivalente Einstellung zum Vater und eine zärtliche Objektwahl für die Mutter, sondern er benimmt sich auch gleichzeitig wie ein Mädchen, er zeigt die zärtliche feminine Einstellung zum Vater und die ihr entsprechende eifersüchtig-feindselige gegen die Mutter. Dieses Eingreifen der Bisexualität macht es so schwer, die Verhältnisse der primitiven Objektwahlen und Identifizierungen zu durchschauen und noch schwieriger, sie fachlich zu beschreiben. Es könnte

auch sein, dass die im Elternverhältnis konstatierte Ambivalenz durchaus auf die Bisexualität zu beziehen wäre *und nicht, wie ich es vorhin dargestellt*, durch die Rivalitätseinstellung aus der Identifizierung entwickelt würde» (Freud, 1923, S. 261, Hervorhebung d. A.).

Der «vollständige» Ödipuskomplex bestehe darin, dass sich über den sogenannten «positiven» und «negativen» Ödipus hinaus eine «ganze Reihe gemischter Fälle feststellen [lassen], bei denen die beiden Formen in einer dialektischen Beziehung koexistieren» (Laplanche & Pontalis, 1967, S. 352). Der differenzielle Wert des Konzepts vom Ödipuskomplex würde dann allerdings nicht mehr gross sein, denn er wäre ein «Passepartout», der «allen Schattierungen von Heterosexualität mit homosexuellen und lesbischen Neigungen den Weg [eröffnet], lässt auch Bisexualität und Ambivalenz verständlich scheinen, kann mit der einfachen positiven Lösung des Komplexes die Heterosexualität, mit der Inversionslösung das ganze Spektrum der Homosexualität abdecken» (Le Soldat, 2015, S. 112).

Welche Konzepte können uns besser helfen, die unendlichen Schattierungen der Verlötung von Bisexualität, Geschlechtsidentität und Begehren zu fassen? Freud hat einige Beobachtungen notiert, die uns nützlich sein könnten. Es sei vorweggenommen, dass sie sich mit den neueren theoretischen Entwicklungen von Jean Laplanche bestens vertragen. Laplanche (2006) hat mit seiner Theorie der «anthropologischen Grundsituation» die überragende Bedeutung der Erotisierung («allgemeine Verführungstheorie») des abhängigen Kindes durch den Erwachsenen aufgezeigt. Die Pflegefunktionen sehen sich von der im Unbewussten des Erwachsenen operierenden infantilen Sexualität subvertiert, insofern sind dessen Gesten, Aktionen und Reaktionen «kontaminiert» und stellen «rätselhafte Botschaften» dar, die das Kind «übersetzen» muss. Der Akzent, den die klassische Psychoanalyse auf Identifizierung *mit* den anwesenden Erwachsenen legt, verschiebt sich hin zu Identifizierung *durch* die Pflegepersonen.

Freud hatte mitunter dasselbe gesagt und sogar gemeint, es sei die spezifische Besetzung des Kindes seitens der Pflegepersonen, die den Ödipuskomplex und dessen Ausgang orientiere: «Ein natürlicher [sic!] Zug sorgt dafür, dass der Mann die kleinen Töchter verzärtelt, die Frau den Söhnen die Stange hält (...). Das Kind bemerkt die Bevorzugung sehr wohl und lehnt sich gegen den Teil des Elternpaares auf, der sich ihr widersetzt. Liebe bei dem Erwachsenen zu finden ist ihm nicht nur die Befriedigung eines besonderen Bedürfnisses, sondern bedeutet auch, dass in allen anderen Stücken seinem Willen nachgegeben wird. So folgt es dem eigenen sexuellen Triebe und *erneuert gleichzeitig* die von den Eltern ausgehende Anregung,

wenn es seine Wahl zwischen den Eltern *im gleichen Sinne wie diese trifft*» (Freud, 1900, S. 264, Hervorhebung d. A.). Wir sehen hier die Idee, dass die Eltern das Kind je nach seinem Geschlecht spezifisch besetzen; das Kind nimmt diese «Anregung» auf, («übersetzt» sie dann auf seine Weise, würde Laplanche sagen) und besetzt vor diesem Hintergrund wiederum die «ödipalen» Eltern. Fünfzehn Jahre später meinte Freud immer noch: «Versäumen wir nicht hinzuzufügen, dass häufig die Eltern selbst *einen entscheidenden Einfluss auf die Erweckung der Ödipuseinstellung* des Kindes üben, indem sie selbst der geschlechtlichen Anziehung [sic!]<sup>1</sup> folgen, und wo mehrere Kinder sind, in der deutlichsten Weise der Vater das Töchterchen und die Mutter den Sohn in ihrer Zärtlichkeit bevorzugen» (Freud, 1916–1917a, S. 345 f., Hervorhebung d. A.).

Wie Zepf et al. zutreffend anmerken: «Beim ersten Hinsehen lassen diese Formulierungen vermuten, dass Freud bei der Entstehung des Ödipuskomplexes der Kinder den verführerischen Tendenzen der Eltern eine wichtige Rolle beimisst. Da angesichts der von ihm angenommenen Allgemeinheit des Komplexes auch den Eltern eine unbewusste, eigene ödipale Problematik zu unterstellen ist, scheint es naheliegend, dass der Ödipuskomplex des Kindes aus einer unbewussten Inszenierung der Eltern erwächst. Genau dies ist aber Freuds Auffassung nicht» (Zepf et al., 2014, 28 f.).

So wie die Erotisierung des Kindes seitens der Pflegepersonen wird auch die Orientierung des ödipalen Konflikts durch die Eltern von Freud nur erwähnt, nicht aber konzeptualisiert. Und wie wir gesehen haben, bleibt auch die «Revision» des «einfachen» Ödipuskomplexes bei Freud ohne Auswirkungen auf die psychoanalytische Anthropologie. Dies wird zu einer Normativität psychoanalytischer Theorie beitragen, die seit vielen Jahrzehnten von Angehörigen anderer Disziplinen kritisiert wird (u. a. Devereux, 1953; Adorno, 1963; Millet, 1970; Laqueur, 1990; Eribon, 2005). Stichwort: Der «positive» Ödipus-Komplex mit akzentuierter libidinöser Besetzung des gegengeschlechtlichen Elternteils und (infolge von Kastrationsangst sowie Penis- und schliesslich Kinderwunsch) dessen Untergang durch Identifizierung auf der einen Seite, der «negative» Ödipuskomplex auf der anderen, der wegen persistierender Besetzung des gleichgeschlechtlichen Elternteils die sexuelle Reifung (in Richtung Heterosexualität) behindere («Inversion», Freud, 1905).

Wir können solche Normativität mithilfe der metapsychologischen Überlegungen Laplanches vermeiden. Wenn die Ausbildung von Geschlechtsidentität und auch die «ödipalen» Orientierungen in den Interaktionen zwischen Erwachsenen und Kind entstehen, dann sehen wir sofort die sich hier einmischende Kultur, d. h. die Ideale, die Tabus, die Verbote, die Normen usw., die

die Pflegepersonen internalisiert haben und die deren Besetzungen des Kindes entscheidend gestalten. Ohne Zweifel leben wir nach wie vor in einer Kultur, die Heterosexualität und eindeutige Identifizierung mit dem anatomischen Geschlecht favorisiert. Aber nach Freuds Auffassung resultieren sowohl die heterosexuelle wie auch die homosexuelle Objektwahl aus einer «Einschränkung» (Freud, 1920, S. 276), aus Verdrängung, Unterdrückung oder Abspaltung der gleichgeschlechtlichen oder gegengeschlechtlichen Triebregungen. Solche Unterdrückung war lange Zeit notwendig, um die Fortpflanzung der Gattung – die von der heterosexuellen Paarung abhing – zu sichern. Man kann deshalb die Hypothese wagen, dass das zunehmende Auseinanderdividieren von Sexualität und Fortpflanzung diese Unterdrückung immer weniger notwendig macht, denn, wie bereits gesagt, «die Zusammenfassung aller Partialtriebe zur Objektwahl unter dem Primat der Genitalien [erfolgt] *im Dienste der Fortpflanzung*» (Freud, 1913, S. 446, Hervorhebung d. A.). Dazu kommt, dass sich die Lebensweisen in unseren Breiten kontinuierlich und immer rascher ändern – Stichworte dazu sind: Auflösung traditioneller Familienstrukturen, das *Spielen* mit Geschlechtsidentität, Unisex, gleichgeschlechtliche Elternschaft usw. Diese «Permissivität» könnte die Aufhebung von Verdrängung/Unterdrückung mit sich bringen, etwa die der ursprünglichen Bisexualität und der damit einhergehenden Plastizität von sexuellen Identifizierungen, von Begehren. Mit anderen Worten: Sexuelle Identifizierung, sexuelle Identität und sexuelle Orientierung könnten weniger starr bzw. endgültig werden.

Wir beobachten ganz eindeutig neue Phänomene in diesem Sinne, wie etwa wechselnde sexuelle Orientierungen (homosexuell oder heterosexuell) im Laufe eines Lebens. Dieses Phänomen wird dann aber rasch im Sinne von Normativität und von Pseudo-Eindeutigkeit als «spätes coming out» qualifiziert, so als ob es ein «endgültiges Finden» gäbe. Hier scheint die Angst vor Plastizität/Bisexualität auf, das Ich reagiert darauf mit dem Ruf nach Eindeutigkeit und Anpassung an eine definierte Gruppe.

Interessanterweise gibt es keine Anzeichen für ein vermehrtes Vorkommen von ausschliesslicher Homosexualität. Schätzungen zur Häufigkeit von Homosexualität variieren enorm und sind abhängig davon, was der einzelne Mensch unter «Homosexualität» versteht. So gibt es etwa Personen, die sich selbst nicht als «homosexuell» bezeichnen würden, trotz eigener sexueller Erfahrungen mit Gleichgeschlechtlichen. Umgekehrt gibt es Personen, die sich selbst als gleichgeschlechtlich liebend verstehen, aber aus verschiedenen Gründen nicht zwingend sexuelle Kontakte suchen. Ähnlich gibt es Personen mit homosexuellen Gedanken und Neigungen, die diese jedoch nicht ausleben können oder möchten.

Im Internet (Wikipedia, 2016; Deutsches Institut, 2016) finden sich Schätzungen vom Vorkommen von ausschliesslicher Homosexualität zwischen 1% bis zu 10%. Dies ist (nicht nur) für die Psychoanalyse letztlich gleichgültig. Denn wenn wir einverstanden sind, dass menschliche Sexualität polymorph ist, dann dienen Kategorisierungen wie «heterosexuell», «schwul» und «lesbisch» lediglich sozialpolitischen aktivistischen Zielen. Aus psychoanalytischer Perspektive ist es eindeutig, dass solche Kategorien die Menschen unweigerlich in einengende Identifizierungen einschliessen und eine Abwehr gegen die Plastizität von Sexualität darstellen.

Die infantile Sexualität kennt noch keine endgültige Objektwahl und die heterosexuelle oder homosexuelle Konstellation ist nur *eine* unter anderen Formen, zu der die kindliche Sexualität gelangen kann, wobei die «polymorphen» Komponenten in jedem Fall wirksam bleiben; dies trifft sowohl für die homosexuelle wie die heterosexuelle Beziehung zu. Aus diesem Grund wäre es zutreffender, das «genitale» Geschehen als ein immer wieder reaktualisiertes *Potenzial* zur sexuellen Befriedigung im Rahmen einer Objektbeziehung zu definieren. Und wir haben mit Freud gesehen, dass in der Sexualität unweigerlich passive und aktive Triebziele verfolgt werden; dies ist die ursprüngliche Bisexualität, die eine lebenslange Herausforderung darstellt.

### **Vom Konzept der «genitalen Sexualität» zu «Eros»**

«Wir merken, dass wir auf dem Wege zur Erkenntnis uns die Unterschiede des infantilen und des reifen Sexuallebens zunächst übertrieben groß vorgestellt haben, und tragen nun die Korrektur nach. Nicht nur die Abweichungen vom normalen Sexualleben, sondern auch die normale Gestaltung desselben wird durch die infantilen Äußerungen der Sexualität bestimmt» (Freud, 1905, S. 113). Es ist immer wieder überraschend zu sehen, wie klar Freud die Dinge sah, ohne sie allerdings systematisch zu konzeptualisieren. Aber man kann ja auch nicht alles auf einmal realisieren!

Adorno wies in Bezug auf Freud darauf hin, dass die herrschende und akzeptierte Form der Sexualität Resultat einer repressiven Integration sei: In der genitalen Sexualität «schließen unterm Zwang gesellschaftlicher Anpassung die Partialtriebe des Kindes, über die Agentur der Familie, zu einem Einheitlichen und dem gesellschaftlichen Zweck der Fortpflanzung Günstigen sich zusammen» (Adorno, 1963, S. 537). Die «von den als pervers geächteten Partialtrieben ganz gereinigte Genitalität [ist] arm, stumpf, gleichsam zum Punkt zusammengeschrumpft. Desexualisierung der Sexualität wäre wohl psychodynamisch zu verstehen als die Form des genitalen Sexus, in der dieser selber zur tabuierenden Macht wird und die Partialtriebe

verscheucht oder ausrottet» (ibid., S. 537 f.). Diese tabuierten Partialtriebe leben unter dem genitalen Supremat weiter, man unterdrückt sie bei sich selbst und verfolgt sie deshalb bei anderen. Wir sind davor nicht gefeit, wir sind alle mehr oder weniger normativ und müssen als Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker erhebliche Denkanstrengungen unternehmen, um uns davon freier zu machen. Besinnen wir uns wieder auf Freud, der geglückte Liebe bescheiden definierte als das Zusammentreffen von «zwei Strömungen, die wir als die zärtliche und die sinnliche voneinander unterscheiden können» (Freud, 1912, S. 79).

### Literatur

- Adorno, T. (1963). Sexualtabus und Recht heute. In: ders., *Gesammelte Schriften*, Band 10.2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag, S. 532–544.
- Devereux, G. (1953). Why Oedipus killed Laius – A note on the complementary Oedipus complex in Greek Drama. *Int. J. Psychoanal.* 34. 132–141.
- Dornes, M. (2006). *Die Seele des Kindes*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Eribon, D. (2005). *Echapper à la psychanalyse*. Paris: Edition Leo Scheer.
- Fisher, S. (1973). *The female orgasm: psychology, physiology, fantasy*. London: Allen Lane.
- Freud, S. (1900). *Die Traumdeutung*. Gesammelte Werke: II. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1905). *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Gesammelte Werke: V, S. 28–145. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1907). *Zur sexuellen Aufklärung der Kinder*. Gesammelte Werke: VII, S. 19–27. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1912). *Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens*. Gesammelte Werke: VIII, S. 66–91. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1913). *Die Disposition zur Zwangsneurose*. Gesammelte Werke: VIII, S. 441–452. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1915). Fussnote: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (1905). Gesammelte Werke: V, S. 27–145. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1916–1917a). *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. Gesammelte Werke: XI. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1920). *Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität*. Gesammelte Werke: XII, S. 269–306. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1923). *Das Ich und das Es*. Gesammelte Werke: XIII, S. 237–289. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1930). *Das Unbehagen in der Kultur*. Gesammelte Werke: XIV, S. 419–506. Frankfurt a. M.: Fischer.

- Freud, S. (1933). *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung der Psychoanalyse*. Gesammelte Werke: XV. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1937). *Die endliche und die unendliche Analyse*. Gesammelte Werke: XVI, S. 59–99. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1940a [1938]). *Abriss der Psychoanalyse*. Gesammelte Werke: XVII, S. 63–138. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Gsell, M. & Zürcher, M. (2011). Licht ins Dunkel der Bisexualität. Bisexualität, anatomische Geschlechtsdifferenz und die psychoanalytische Bedeutung von «männlich» und «weiblich». *Psyche – Z Psychoanal* 65, 699–729.
- Hite, S. (1976). *Le rapport Hite*. Paris: Laffont.
- Kahn, L. (2004). *Fiction et vérité freudiennes. Entretiens avec Michel Enaudeau*. Paris: Balland.
- Laplanche, J. & Pontalis, J.-B. (1967). *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Laplanche, J. (2006). *Sexual. La sexualité élargie au sens freudien*. Paris: PUF.
- Laplanche, J. (2009). Inzest und infantile Sexualität. *Psyche – Z Psychoanal* 63, 525–539.
- Laqueur, T. (1990). *La fabrique du sexe*. Paris: Folio essais.
- Le Soldat, J. (2015). *Grund zur Homosexualität*. Stuttgart: Frommann-Holzboog.
- Millett, K. (1970). *Sexual Politics*. New York: Doubleday.
- Sandner, D. (2015). *Kulturpsychoanalytische Überlegungen zu Freuds Sexualtheorie*. Unveröffentl. Manuskript.
- Zepf, S., Zepf, F., Ullrich, B. & Seel, D. (2014). *Ödipus und der Ödipuskomplex. Eine Revision*. Giessen: Psychosozial Verlag.
- Konsultierte Seiten im Internet:  
<http://www.dijg.de/homosexualitaet/wissenschaftliche-studien/sozialwissenschaftlich-psychologisch-medizinisch/>  
<https://de.wikipedia.org/wiki/Homosexualität>

### Anmerkung

1 Es sei angemerkt, dass Freud hier die «geschlechtliche Anziehung» nicht herleitet, obwohl er, wie bereits zitiert, meinte, das «ausschließliche sexuelle Interesse des Mannes für das Weib» sei «ein der Aufklärung bedürftiges Problem und keine Selbstverständlichkeit, der eine im Grunde chemische Anziehung zu unterlegen ist» (Freud, 1905, Fussnote aus dem Jahre 1915, 44).



**Anmerkung zur Autorin**

*Susann Heenen-Wolff*, Dipl. Päd., Dipl. Psych. Studium in Jerusalem, Frankfurt und Paris, Promotion zum Dr. phil. «Über den Niederschlag der Erfahrung von Antisemitismus und Assimilation im Denken von Freud». Gruppenanalytische Ausbildung am *Institut für Gruppenanalyse* in Heidelberg. Analytische Ausbildung an der Société Psychanalytique de Paris, Mitgliedsgesellschaft der IPV. Heute in Brüssel in freier Praxis tätig und Lehranalytikerin an der Belgischen Gesellschaft für Psychoanalyse. Professorin für Klinische Psychologie an der Universität von Louvain (UCL) und der Freien Universität Brüssel (ULB) in Belgien.